

*Karl-Fritz Daiber*

## **Religion in der Stadt (Zusammenfassung Red.)**

K.-F. Daiber konzentriert sich bei seinen Beobachtungen und Interpretationen zur Religionssoziologie der Stadt auf das Erscheinungsbild der "mittleren westdeutschen Großstadt", in seinem Fall Hannover (1).

Vor dem Hintergrund einer knappen historischen Skizze über die zwispaltige Haltung christlicher Theologen zur Stadt und zum Prozeß der Urbanisierung – die rationale, aber restaurative Stadtutopie in der Christianopolis des Johann Valentin Andrae (1619), die Sorge vor der Entchristlichung durch Industrialisierung und Urbanisierung im 19. und 20. Jahrhundert und die positive Würdigung der Säkularisierung durch christliche Theologen (etwa durch Harvey Cox) seit den 60er Jahren des 20. Jhs. – und gestützt auf einen "traditionellen Stadtbegriff" (2) werden vier Beziehungs- und Verflechtungsebenen von Religion und Großstadt beschrieben:

### *1. Religion auf der Ebene städtischer Selbstdarstellung.*

Unter der Voraussetzung, daß die Stadt lebensweltlich ganz selbstverständlich erfahren wird "über ihr bauliches Gesicht, über ihre Silhouette" (3), sind Stadtbilder wahrzunehmen, in denen "christliche Religion als Hintergrund, als Teil der selbstverständlichen Lebenswelt immer noch Bestandteil städtischen Lebens ist. Die säkulare Stadt Europas trägt das Gesicht des christlichen Abendlandes, sie kann aus dieser Geschichte nicht entlassen werden." (4) Indessen: "Wo heute Städte Gesichter suchen für sich selbst, wo Gruppen in den Städten darstellen, was ihr Beitrag zur Stadt ist, was die Geistigkeit einer Stadt ausmacht, ihre Kultur, sind es nicht mehr die Orte des Gottesdienstes und der Gottesanbetung, es sind andere Orte. Die Architektur der Wirtschaftsmacht, die Architektur des technischen Fortschritts, nicht zuletzt gerade die des Sports." (5)

### *2. Religion auf der Organisationsebene.*

Grundlage aller großstädtischen Lebensformen und überhaupt soziale Voraussetzung der Großstadt ist die Sozialform der Organisationen, die mittels rationaler Steuerung Programme zielgerichtet durchsetzen. Auch religiöse Praxis ist nur als organisierte Praxis möglich, wobei zwei Ausgestaltungen dominieren: "Einmal kann die religiöse Praxis der zentrale Programmpunkt der Organisation sein, dies wurde in den pietistischen Zirkeln zunächst verwirklicht, gilt aber insbesondere für die freikirchlichen Organisationsformen. Die christlichen Großkirchen ha-

ben sich eher zu multifunktionalen Dienstleistungsorganisationen weiterentwickelt, in denen sich vielfältige Organisationszwecke dem religiösen Zweck zugruppieren. Wo Religion in der Gestalt von Großorganisationen Gestalt gewinnt, ist die Diskrepanz zwischen organisationstragenden hauptberuflichen oder ehrenamtlichen Mitgliedern und eher passiv distanzierten Mitgliedern besonders ausgeprägt." (6) Organisierte Kirche steht dabei auch in der Gefahr, gelebte Religion völlig zu überlagern.

### 3. *Religion in den sozialen Netzwerken der Stadt.*

Distanzierungsnotwendigkeit und individuelle Freiheit als Elemente großstädtischen Leben geben dem Menschen in der Großstadt den schon von G.Simmel beschriebenen Charakterzug der Reserviertheit. "Räumliche Nähe" – etwa – "wird eher als Zwang empfunden, dem mit Distanzierung begegnet wird. Dies hat Bedeutung auch für alle religiösen Organisationsformen, die auf räumlicher Nähe beruhen, also etwa für die Ortskirchengemeinde. Die tatsächlich vorhandene räumliche Nähe scheint sich auf die Aktivitätsbereitschaft zwar positiv auszuwirken, jedoch bildet sie allein genommen keine zureichende Motivationsbasis für eine tatsächliche Teilnahme an der religiös-kirchlichen Praxis. Es kann vielmehr davon ausgegangen werden, daß viel eher als Nachbarschaftsgruppen sympathiegestützte, auf speziellen Interessen gegründete, auf Zeit angelegte Gruppierungen bestehen, die einzelne partiell in Anspruch nehmen und gerade so kommunikativen Bedürfnissen entgegenkommen. ... für diese eher lockeren Sozialbeziehungen, die über die einzelne Gruppierung hinaus durchaus auch untereinander verbunden sein können, wird der Begriff des Netzwerkes verwendet." (7) Diese Organisationsform großstädtischen Lebens ermöglicht eine bedürfnisorientierte, gelegentliche Teilnahme, auch an den verschiedensten religiösen Erlebnis-Angeboten, und bildet damit die soziale Grundlage eines "vielfältigen Alltagssynkretismus". Andererseits verhindert sie eine "lebensweltliche Verankerung christlicher Religion" (8).

### 4. *Individuelle Religion*

Die Kehrseite der Freiheit des Großstädtlers, soziale Beziehungen nach eigener Wahl aufzunehmen, ist die Einsamkeit derer, die zu solcher Wahl nicht fähig sind. Die Gestalten individueller Religion zwischen völliger Sprachlosigkeit, "enttäuschter Indifferenz" (9), Identifikation mit den Helden der Medien, anonym gelebtem christlichem Glauben oder ganz individuellen Konstruktionen einer Weltsicht sind entsprechend vielfältig.

Anmerkungen

- (1) Manuskript, Bl.9; (2) Ms., Bl.8f.; (3) Ms., Bl.10; (4) Ms., Bl.11; (5) Ms., Bl.12; (6) Ms., Bl.16 ; (7) Ms., Bl.17; (8) Ms., Bl.19; (9) Ms., Bl.19 (Abdruck in: Pth 79 (1990) 80-95).

*Norbert Mette – Michael Schäfers*

## Kirche in der Stadt

### Bestandsaufnahme und Problemanzeigen (Zusammenfassung Red.)

Die Autoren referieren zunächst zwei ältere Beiträge der katholischen Pastoraltheologie zum Verständnis der Großstadt (I.), H.Swobodas Großstadtseelsorge (1909) und W.Schwers Aufsatz über "Die alte Pfarrei in der neuen Stadt" (1924), – auf dem Hintergrund der soziologischen Analyse von G.Simmel über "Großstädte und das Geistesleben" aus dem Jahre 1903. Während Simmel in seiner durchaus nicht unkritischen Einschätzung des großstädtischen Lebens die Großstadt letztlich doch als Ort "eines viel allgemeineren Geisteswesens" (1) letztlich positiv würdig, kommentiert und kritisiert Swoboda das Phänomen Großstadt als Stätte des "oberflächlichen, religiös blasierten moralisch vereinsamten und krankhaft unruhigen Massenmenschen" und setzt dieser Entwicklung als Strategie entgegen, dem Trend zur Vermassung entgegenzuwirken und "das übernatürliche Tugendleben, und zwar aller, zu stärken". Mit dieser Bestimmung hält er zugleich an der "wesentliche(n) Gleichheit der Seelsorge für Land- und Stadtgemeinden" fest (2).

W. Schwer hingegen versteht die Großstadt als völlig neues soziologisches Gebilde in der Folge wirtschaftlicher Entwicklungen. Dieser Entwicklung habe sich die Kirche zu stellen, und ihr nicht apologetisch entgegenzutreten, auch wenn sie als Fremdkörper in der Stadt erscheine.

Unter den gegenwärtigen Konzepten für kirchlich-pastorales Handeln in der Großstadt (II.) führen die Autoren zunächst Konzepte an, die die Überlegungen Swobodas und damit das traditionelle Muster kirchlicher Arbeit fortführen, allerdings auch entscheidend transformieren:

#### *1. Der an der Pfarrei bzw. Parochie orientierte Ansatz*

Hatte Swoboda die Gesichtspunkte "Kontakt", "Intensität", "numerische Vorbedingungen" und "Geist und Leben" (3) als für eine großstädtische Seelsorge bedeutsam herausgestellt, so sind demgegenüber in N. Greinachers Arbeit "Die Kirche in der städtischen Gesellschaft" (1966) eher Aspekte des Selbstverständnisses des Menschen in der modernen Großstadt wie Mündigkeit, Freiwilligkeit, Verantwortlichkeit, Offenheit etc. für die Gestaltung der Seelsorge leitend.

## 2. Der volksmissionarische Ansatz

Die in der evangelischen Kirche verbreitete Bewegung der Inneren Mission bzw. der Stadtmissionen hatte eine weniger ausgeprägte katholische Parallele etwa in der Arbeit von C. Sonnenschein in Berlin.

## 3. Der diakonisch-caritative Ansatz

Mette-Schäfer unterscheiden von diesem volksmissionarischen Ansatz den diakonisch-caritativen als einen gerade in Großstädten weitgehend selbständigen, wobei die historische und auch prinzipielle Verflechtung mit anderen Ansätzen nicht übersehen wird.

4. Der politisch-gemeinwesenorientierte Ansatz wendet sich gegen eine funktionale Vereinnahmung der Pastoral, zielt vielmehr auf eine Vertretung von Betroffenen und eine Einrichtung der Stadt den Benachteiligten zugute. Es gelte die aus dem parochialen Nahbereich sich ergebenden Chancen für politische Partizipationsmöglichkeiten 'vor Ort' und "zur Initiierung emanzipatorischer Lernprozesse" konsequent zu nutzen. So könne Kirche "zu einem das Gemeinwesen humanisierenden Faktor" werden (4).

5. Während Swoboda eine kulturelle Mitwirkung von Kirche an der Entwicklung des städtischen Lebens vor allem in ihrer möglichen Beteiligung an der künstlerischen Gestaltung des Stadtbildes erwartete, spielt heute der Bildungsbereich eine wichtige Rolle.

Über die Möglichkeit einer notwendigen Vermittlung der verschiedenen Ansätze äußern sich die beiden Autoren sehr skeptisch: "Die Erfahrung zeigt, daß Suchbewegungen, die die gewohnten volkskirchlichen Bahnen verlassen, um das Evangelium für die Menschen in der Stadt relevant werden zu lassen, innerkirchlich bestenfalls solange toleriert werden, wie sie eine bestimmte Konfliktschwelle nicht überschreiten. Kommt es dann doch dazu, setzen sich spätestens machtvoll die beharrenden Kräfte durch –, sei es in Gestalt einer traditionalistisch orientierten Betreuungskirche von oben als der eher katholischen Variante, sei es in Gestalt der bürgerlich oder gar postmodern angepaßten Angebotskirche als der eher protestantischen Variante. Nicht zuletzt begünstigt wird das durch die Tatsache, daß gerade diese beiden Kirchentypen eine besondere Affinität zu bestimmten politischen Interessen aufweisen und auch – etwa als Wohlfahrtsverbände – besonders eng mit den strukturellen Gegebenheiten der gegenwärtigen Gesellschaft verflochten sind.

Je perfekter sie sich allerdings als reine Betreuungs- und Servicekirche etabliert, aber auch je sektiererischer sie sich abkapselt, desto mehr vergibt die Kirche in der Stadt die Möglichkeit, auf die Konstitution von persönlicher Identität und gesellschaftlicher Realität Einfluß nehmen zu können. Sie ließe sich letztlich auf die ihr funktional zugewiesenen Aufgaben der moralischen Stabilisierung sowie der Betreuung der der vorherrschenden strukturellen Gewalt nicht gewachsenen Opfer beschränken. Der prophetisch-messianische Überschuß des Evangeliums bliebe auf der Strecke" (5).

In einem letzten Abschnitt, "Die (Groß)stadt als Testfall für die Zukunftsfähigkeit des Christentums unter den Bedingungen entfalteter Modernität" (6), fordern die Autoren von kirchlicher Arbeit, daß sie im bunten Gewirr der "City religion" nicht die Identität des Christlichen vollends preisgebe. Genausowenig sei allerdings auch ein Rückzug auf Reservate traditionaler Lebensführung möglich. "Worum es geht, ist, die Möglichkeiten eines spannungsreichen Miteinander wahrzunehmen – >in Erinnerung an Jesu Verkündigung des menschenfreundlichen Gottes<" (7). Zu solchem Wahrnehmen gehöre auch die Berücksichtigung zweier gesellschaftlicher Entwicklungstendenzen, (1.) der von U.Beck (in seinem Buch 'Risikogesellschaft') beschriebenen Individualisierung auf der Grundlage von Standardisierung und (2.) der Ausdifferenzierung großer Städte in mindestens drei verschiedene Strukturen: Die international wettbewerbsfähige Stadt, die normale Arbeits-, Versorgungs- und Wohnstadt und die marginalisierte Stadt der Randgruppen.

#### Anmerkungen

(1) Manuskript, Bl.2; (2) Ms., Bl.3; (3) Ms., Bl.5; (4) Ms., Bl.11; (5) Ms., Bl.14f.; (6) Ms., Bl.15ff.; (7) Ms., Bl.16 (Abdruck in: Pth 79 (1990) 116-131)

Wolfgang Grünberg

## Die Idee der Stadtkirche (Zusammenfassung Red.)

W. Grünberg illustriert an den drei Beispielen Ulm (Münster), Lübeck (St.Marien) und Hamburg (St.Nikolai) seine These, daß "bis ins 19.Jahrhundert hinein die Kirchen – in Sonderheit ihre Kirchtürme – repräsentative Selbstdarstellungen des städtischen Gemeinwesens" (1) waren.

Als Konsequenz aus seinen reichhaltigen Beobachtungen entwickelt Grünberg "Grundkategorien für die Entfaltung eines Stadtkirchenkonzepts" (2):

1. Die Arbeit am Gewissen der Stadtöffentlichkeit (oder das Profil der liberalen Kirchen);
2. Die Sorge für das Gedächtnis der Stadt und ihrer Bewohner (oder das Profil der konservativen Kirche);
3. Die Inszenierung der Hoffnung am jeweiligen Ort (oder: die ökumenische Chance).

Unter dieser dritten Kategorie formuliert Grünberg seine eigenen Erwartungen: "Stadtkirchen sind nie nur Kultstätten gewesen. Sie waren immer auch Repräsentation von Machtansprüchen und symbolische Verdichtung von Städten oder Stadtteilen. Insofern spiegelt jeder Kirchbau ganz elementar auch die Hoffnungsenergie derjenigen, die diesen Bau schufen. ... Die Auferstehung als Grund der Hoffnung der Christen ist nicht eingrenzbar. Aber der universale Hoffnungshorizont des christlichen Glaubens wird hohles Pathos, wenn er nicht auf konkrete Hoffnungen und Wünsche als deren Konkretisierung bezogen wird.

Die Hoffnung der mittelalterlichen Stadt war es, kein Babylon zu sein, sondern eine Antizipation des himmlischen Jerusalems. Von diesem Hoffnungsbild wurden Antizipationen inszeniert. Die Kirche könnte ihre Katholizität und ökumenische Verflechtung aber auch sehr konkret und zukunftsorientiert offenlegen: die eine Welt als unsere Hoffnung.

Partnerschaften und Patenschaften könnten stärker transparent gemacht werden, so daß eine ökumenische offene Kirche öffentlich jenes Netz von Verbindung sichtbar macht, in dem diese Gemeinde steht (3)."

Anmerkungen

Zitiert nach dem Abdruck in Pth H 79 (1990) 132-152: (1) S.132; (2) S.147ff.; (3) S.151

*Hermann Mittendorf*

## **Die Evangelische Gesellschaft in Stuttgart**

(Die folgenden Informationen und Gedanken wurden aus H.Mittendorfs Bonner Vortrag und aus der Festschrift "160 Jahre Evangelische Gesellschaft Stuttgart. Streiflicher 1980-1990" von der Red. zusammengestellt.)

### **1. *Das Tätigkeitsfeld der Evangelischen Gesellschaft heute: Stuttgart 1989-1990***

Die etwa 500 Mitarbeiter der Evangelischen Gesellschaft arbeiten in einer Stadt mit ca.550 000 Einwohnern, in der Region Mittlerer Neckar leben mittlerweile ca. 2 Millionen Menschen. Über 15 000 Menschen leben von der Sozialhilfe, langzeitarbeitslos sind 2500. Im Jahr werden etwa 150 Suizidfälle und über 50 Todesfälle durch Drogen-Konsum bekannt. Im sozialpsychiatrischen Dienst der Evangelischen Gesellschaft kommt mit 28,5 Planstellen jeweils eine Fachkraft auf je 20.000 Einwohner. Die Wohnungsnot ist akut und hat sich seit Bonn 1989 durch die Aus- und Übersiedler-Welle bekanntlich dramatisch verschärft. Die Notfallkartei des Wohnungsamtes enthielt schon im Herbst 1989 über 4000 Namen von Wohnungssuchenden. In Stuttgart lebten 1989 17,9% Ausländer, 49% aller Haushalte sind Einzelhaushalte.

### **2. *Tätigkeiten der Evangelischen Gesellschaft heute***

Die Evangelische Gesellschaft gliedert sich in fünf Abteilungen diakonischer Arbeit: Abt.Diakonische Bezirksstelle, Abt. Dienste für seelische Gesundheit, Abt.Erwachsenenilfe, Abt.Jugendhilfe, Abt.Stadtmission. Zur Gesamtleitung gehört u.a. die Hilfsstelle für Rasseverfolgte. Beteiligt ist die Evangelische Gesellschaft am Behindertenzentrum Stuttgart e.V., am Sozialunternehmen Neue Arbeit GmbH, am Quell- und am Chr.Kaiser Verlag und einigen Buchhandlungen in Stuttgart und Umgebung und an der Evangelischen Gemeindepresse.

Die letzten Jahren zeigen eine starke Zunahme der ohnehin schon weitgefächerten Tätigkeiten: das Unternehmen Neue Arbeit GmbH wurde integriert, eine Beratungsstelle 'Alzheimer-Krankheit' eingerichtet, die Ansätze der Hospiz-Bewegung in Stuttgart gefördert, die Dienststelle 'Wohnen', eine 'Aids-Beratungsstelle' und eine Schuldnerberatungsstelle eingerichtet. Daran zeigt sich, daß die Evangelische Gesellschaft immer wieder auf der Spurensuche im Blick auf menschliche Not unterwegs ist.

Weiter gefördert aber wurde auch der Bereich der Stadtmission, die eigentliche Wurzel der kirchlichen Sozialarbeit in den Städten (City-Mission).

### 3. *Zur Geschichte der Evangelischen Gesellschaft: 160 Jahre im Dienst am Nächsten und an der Gesellschaft*

Am Anfang der Arbeit der Evangelischen Gesellschaft stand das Motiv der Verbreitung christlicher Schriften im Volk: 1830 wurde der 'Verein zur Verbreitung kleiner religiöser Schriften für Lausanne und Esslingen' von Chr.U.Hahn gegründet. Wicherns Programm der Inneren Mission brachte den Anstoß zur Einrichtung der Stadtmission (1849), gegen Ende des 19.Jhs. differenzierten sich dann allmählich einzelne soziale Dienste aus, z.B. Erster Marthaverein für alleinstehende Dienstmädchen (1880), Übertragung der Gefängnisseelsorge (1896). Diese Differenzierungs-Bewegung nahm zwischen den Weltkriegen und nach dem zweiten Weltkrieg immer weiter zu, immer neuen Nöten galt die diakonische Sorge der Evangelischen Gesellschaft.

### 4. *Grundlagen der diakonischen Arbeit: Der evangelische Auftrag und das Subsidiaritätsprinzip*

"Die Evangelische Gesellschaft hat den Zweck, Dienst und Herrschaft Jesu Christi allen Menschen und Menschengruppen durch Wort und Tat zu bezeugen" (§ 2,1 der Satzung, Festschr.S.45). Mit dieser Grundlegung aber ist für ein kirchliches Werk im Wohlfahrtsstaat eine Spannung unvermeidlich gegeben:

"Die weitere Entwicklung der sozialen Arbeit ... wird die Frage wie nicht selten auch Verdächtigung nicht verstummen lassen, was denn diese Arbeit von der einer öffentlichen Kommunalverwaltung unterschiede?!" (44) Mit dieser Fragestellung und mit Anregungen, die gesamte Arbeit möglichst in einer Hand zu zentralisieren, begegnet ein bekanntes Argument. "So konnte bereits im Jahr 1930 einer der damaligen Verantwortlichen der Evangelischen Gesellschaft, Pfarrer M.Rempis, formulieren: >Hand in Hand gehen damit Bestrebungen, die Gebiete der freien Liebesarbeit mehr und mehr in die Verwaltung des Staats und der bürgerlichen Gemeinden zu übernehmen.< Natürlich hören wir die berechnete Anfrage, ob in unserer Arbeit Anspruch und Wirklichkeit zusammenpassen; denn unsere Arbeit wird doch nach dem Subsidiaritätsprinzip überwiegend aus öffentlichen Mitteln finanziert. ... Wenn aber Hilfe nach heutiger übereinstimmender Erkenntnis ganzheitlich nach Leib, Seele und Geist zu geschehen hat, so leisten wir auf der Grundlage des biblischen Auftrags zur Nächstenliebe unverzagt unseren Beitrag. Wie bisher wird die Evangelische Gesellschaft auch in Zu-

kunft für Experimente und Modelle offen sein und ihre Mitarbeiterschaft ermutigen, zeichenhaft für "soziale Sensibilität" einzutreten."(44)

### 5. *Erwartungen, Ziele der Arbeit*

Seelsorge und Diakonie – Stadtmission und Sozialarbeit: Neben die Spannung zwischen kommunaler und kirchlicher Verantwortung für die sozialen Probleme der Stadt tritt als zweite – interne – Spannung die Auseinandersetzung zwischen Seelsorge und Diakonie. Die Stadtmission versucht sich dieser Spannung im besonderen zu stellen, in dem sie in dem >diakonischen Gemischtwarenladen< (Festschrift, 43) der Evangelischen Gesellschaft das ursprüngliche Anliegen durchhält, das Angebot einer nachvollziehbaren Spiritualität, die auch die bergende Annahme Außenstehender einschließt.

*Hans Werner Dannowski*

## **Kirche in der Stadt**

### **Leitlinien kirchlichen Handelns (Zusammenfassung Red.)**

H.W.Dannowski erörtert auf dem Hintergrund seiner Beobachtung einer sehr homogenen Theoriebildung über die Stadt – auch unter den Teilnehmern des Symposions – seine Erfahrungen mit der 'nachchristlichen' Großstadt (nachchristlich statt des einseitig negativen Begriffs: 'säkularisiert') Großstadt. Als Hauptfrage tritt ihm dabei die nach den Subjekten kirchlichen und christlichen Handelns in der Großstadt vor Augen.

Das Verschwinden geschlossener christlicher Milieus, der Verlust der gesellschaftlichen Verallgemeinerungsfähigkeit christlicher Lebensregeln und das Aufhören der kulturleitenden Macht des Christentums will Dannowski nicht als Grundlage der Resignation gelten lassen, die Sehnsucht nach einer christlichen Einheitskultur weist er ab; er verweist vielmehr auf die sich verstärkenden Objektivierungen des Christlichen im gesellschaftlichen Bereich, wie etwa "die stärkere Inkorporierung der Wahrheit in der Personalität des Einzelnen" (1).

Die Situation der multikulturellen Gesellschaft müsse in die pastoral-theologische Theoriebildung stärker mit einbezogen werden und zwar so, daß sich Kirche in der Stadt in einer Situation der Machtlosigkeit zu begreifen beginne. Didaktisch bedeute dies "das Ernstnehmen einer lernenden, einer neugierigen Existenz der Kirche in der Stadt". "Sehen lernen, was los ist in dieser Stadt, zwischen Himmel und Hölle, und darüber reden lernen, darum geht es"(2).

Als praktische Projekte empfiehlt Dannowski zum einen die Erstellung eines kirchlichen Stadtführers mit religiös-kirchlichen Profilen wichtiger Städte, und zwar mindestens für Deutschland und möglichst in ökumenischer Zusammenarbeit und zum anderen die Ausweitung der kirchlichen Partnerarbeit: "Die Transzendenz der Heilserwartung weist uns ein ... in die Verantwortung für die Stadt. Und das heißt doch in die Verantwortung für alle Städte dieser einen Welt" (3).

#### **Anmerkungen**

Nach dem Abdruck in Pth 79/1990: (1) S.154; (2) S.156; (3) S.157